

Bibelarbeit 2. Mose 15,27 – 16,3 und 11–18

Landessynode der EKKW am 25.04.2013, Propst Helmut Wöllenstein

Eine Geschichte von unterwegs. Geschrieben von Leuten die sesshaft waren, für Leute die sesshaft waren – und doch immer wieder aufbrechen mussten. Die neu auf die Suche gehen mussten nach Lebensmöglichkeiten und nach Wegen, dem immer neu drohenden Mangel zu begegnen.

Eben noch war man in der Oase Elim mit ihren 12 Wasserquellen und 70 Palmen, – beides symbolische Zahlen, die von paradiesischer Fülle sprechen, da geht es auch schon weiter. Raus aus diesem Gesundbrunnen und rein in die Wüste. In eine neue Wüste, die heißt Wüste Sin, die vorige Wüste hieß Schur. Geographisch sind diese Gebiete auf dem Sinai, auf dem Weg von Ägypten nach Palästina kaum zu identifizieren. Und doch ist es wohl gut, den Wüsten einen Namen zu geben, auch wenn eine so sandig ist wie die andere. Es hilft vielleicht, sich zu orientieren. – Der Ausschuss, der uns morgen eine roadmap in die Zukunft vorlegt, hat ja auch erst einmal sehr hilfreich verzeichnet, was wir wann schon einmal alles reformieren, strukturieren und priorisieren wollten. Es vergisst sich sonst einfach zu schnell.

Auch eine Feststellung der Zeiten kann hilfreich sein. Hier war es am 15. Tag des zweiten Monats nachdem sie von Ägypten ausgezogen waren. – Sechs Wochen also. Für Menschen auf der Flucht eine verflucht lange Zeit. Andererseits lässt der Erzähler mitschwingen: Sechs

Wochen, was ist das schon gegenüber den 40 Jahren, die das Volk brauchen wird, bis es ankommt! Will sagen, kaum sind sie frei gekommen aus der Sklaverei, kaum sind die Peitschenhiebe auf ihren Rücken vernarbt, kaum sind sie durchs Schilfmeer gekommen, spitz auf knapp durchgekommen, die Streitwagen schon hinter ihnen, kaum haben sie getanzt und gesungen in der Wüste, Mirjams Lied „Lasst uns dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche Tat getan, Mann und Ross hat er ins Meer gestürzt“ – und „alle Frauen folgten ihr nach mit Pauken im Reigen“, heißt es da: „...alle Frauen“! Mirjams Lied ist vermutlich das älteste Lied der Bibel. Manche Exegetinnen sagen sogar, es ist das älteste Stück Bibel überhaupt, also ein Urgestein des Glaubens. Und hier nun in unserer Geschichte, nur acht Verse weiter, nur sechs Wochen später, sieht das Volk die blanke Wüste vor sich, egal ob Schur oder Sin. Nach dem Urgestein der Treibsand. Keine Lobgesänge mehr sondern ein Klang, der am denkbar weitesten davon entfernt ist: das Murren. Laut Perikopenordnung für den 7. Sonntag nach Trinitatis soll dieser Text übrigens gleich mit Vers 2 beginnen: „Es murrte die ganze Gemeinde der Israeliten wider Mose und Aaron.“

Das Murren – wäre eine ganz eigene Bibelarbeit wert. Nicht nur weil es hier im 2. Buch Mose immer wieder begegnet, sondern weil es davon viele verwandte und doch unterschiedliche Formen gibt. Und das nicht nur in der Bibel. Von den Eskimos wird gesagt, sie hätten 24 verschiedene Wörter für den Schnee, weil es das Element ist, das sie umgibt, oben und unten, hinten und vorne. Wer immer von uns in diesen Zeiten Leitungsverantwortung wahrnimmt, – und das sind nicht wenige – könnte sicher mühelos eine kleine Enzyklopädie erstellen mit den vielen Formen des Murrens. Die glatte Verweigerung, das

Bedenken vortragen, das Sich-Beschweren, die gute, sachliche wertvolle Kritik. Aber auch das Jammern, das Mäkeln, das Maulen, das Zetern, das Wetter. Das stille Präsentieren eines in sich hineingefressenen Kummers, bei dem aber doch die Wände wackeln können. Das lustvolle Sich-beklagen. Das südeuropäische Lamento, der Terz, die Eruption, der vornehm süffisante Nachweis eines Fehlers, der überaus gewitzte, juristisch abgewogene und strategisch gut platzierte Brief. – „Es murrte aber die ganze Gemeinde der Israeliten wieder Mose und Aaron....“ Das ist nicht die biblische Klage, die uns häufig in den Psalmen begegnet, dieses tiefe, ernsthafte Beten, das nichts demonstrieren oder kalkulieren will. Die Klage, die einfach der Not Raum gibt und dem Schmerz. Die selber Not und Schmerz ist. Und die Not und Schmerz annimmt, um sie doch zugleich loszulassen. Die Klage öffnet. Die Klage trägt schon die Verwandlung in sich. „Du hast meine Klage verwandelt in einen Reigen“, kann später gesungen werden. Und damit hätten wir einen Anschluss an das Lied der Mirjam, an den Reigen nach Rettung.

Aber sie klagen hier nicht, sie murren. Hebräisch „lun“ – das heißt übersetzt rebellieren oder protestieren, und zwar auf eine für Leitungspersonen ziemlich unangenehme Art. Das deutsche Wort bringt es noch besser zum Ausdruck bringt: Murren, darin steckt knurren, etwas das man mit mürrischer Mine tut, – ein reibendes, malendes, zermürendes Geräusch. Und doch geht selbst aus diesem Geräusch eine Botschaft hervor, so deutlich, dass sie später im Deutschen zu einer Redensart avanciert. „Wären wir doch in Ägypten gestorben, als wir bei den Fleischtöpfen saßen. Und hatten Brot die Fülle zu essen. – Denn ihr habt uns dazu herausgeführt in diese Wüste, dass ihr diese ganze Gemeinde an Hunger sterben lasst.“

Die berühmten „Fleischtöpfe Ägyptens“, hier haben sie ihren Ort. Sie kommen tatsächlich nur einmal in der Bibel vor, genau an dieser Stelle. Doch sie haben mehr Facetten, als man von einer kurzen Redensart vermuten würde.

Fast archetypisch stehen sie für orale Regression. Ein Vorgang, den wir mehr oder weniger alle kennen. Ambivalente Erfahrungen in der Vergangenheit können sich später in der Erinnerung auf wundersame Weise vergolden. Durchgestandene Leiden können nicht nur ein bleibendes Trauma bei Menschen hinterlassen, sie können – vielleicht sogar neben dem Trauma oder gegen das Trauma verklärt werden. „... Hitler hat ja doch auch die Autobahnen gebaut und für Arbeit gesorgt und man konnte abends sorglos im Stadtpark spazieren gehen...(– wenn man nicht gerade Jude war oder SPD Mitglied!) ...in der DDR hatte jeder wenigstens ein Recht auf Arbeit Arbeit und seine Wohnung, und das Brot war billig, so dass man sogar noch Schweinchen damit füttern konnte...“

Historiker sagen: Die Ägypter haben ihren Sklaven genug zu essen gegeben, die Sklaven sollten etwas leisten: Gerstenbrot, Bier, Karpfen aus dem Nilarm. – Aber Fleischtöpfe? Die entstehen dann doch erst später, vor den inneren Augen Israels in der Wüste, wo es wenig zu essen und zu trinken gibt. Auch das ist menschlich. Man träumt am glühendsten von dem, was man gerade nicht hat. Als Jugendlicher las ich den frommen Bestseller „Es war als sängen die Engel“ von James Whittaker. Ein Flugzeug ist in den Pazifik gestürzt. Die Besatzung kann sich retten und treibt nun wochenlang im Schlauchboot übers Meer, Höhe Äquator. Sie träumen nicht so wie wir nach diesem langen Winter

von Sonne satt und einem warmen Meer – sondern von einer schattigen Terrasse, von Vanilleeis mit Erdbeeren und Schlagsahne. Davon erzählen sich die Männer, wenn sie in der sengenden Sonne vor sich hin dümpeln und fast den Verstand verlieren.

Wie schön war das doch in den kirchenfreundlichen 50er Jahren. Es wurde gebaut wie nie zuvor in der Kirchengeschichte. Es wurden Arbeitsbereiche gegründet, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eingestellt. – Nur selten höre ich bei Jubiläen, was neulich ein Pfarrer zur 50-Jahrfeier der Weihe seiner Kirche sagte im Rückblick auf die erste Zeit: „... es war doch damals alles sehr viel bescheidener als heute. Es gab wenig Geld. Es wurde sparsam gebaut. Dann Jahre lang nur eine kleine Orgel. Die Glocken erst viel später. Die Pfarrerin wohnte vier Jahre lang im Gemeindehaus und kochte sich in der Teeküche. Weil der Propst noch im Pfarrhaus wohnte“. (Das würde mir heute mein Amt kosten – mit Recht)

Ach, wären wir doch gestorben bei den Fleischtöpfen Ägyptens. Hören wir noch einmal genau hin, was da gesagt wird. Es ist nicht allein Verklärung von Vergangenheit. Nicht nur dass man lieber Sklave und satt gewesen wäre als frei und selbstbestimmt mit Risiken zu leben. Die Spitze ist: Man wollte lieber hinter den Fleischtöpfen gestorben sein. Dieser Wunsch wird sogar zweimal direkt mit Gott verknüpft, wie in einem Gebet. „Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben, durch des Herren Hand“. Gott, der sie doch herausgeführt hat, der ihr Schreien in Ägypten gehört hatte, dessen Herausführung, dessen Eingreifen zu dem Heilsereignis für das Volk Israel schlechthin geworden ist, zum dem großen „Exodus“, dieser Gott erscheint ihnen nun in der Maske

des Todes. Hier in der Wüste sehen nur noch den Hungertod vor sich. Und da hätten sie doch lieber nach Gottes Willen und durch des Herren Hand einen anderen Tod gehabt, den schönen Tod an den Fleischtöpfen.

Dorothee Sölle spricht einmal vom „Tod am Brot allein“. Sie ist ja ganz unverdächtig, die biblische Rede vom Brot spiritualisieren zu wollen. Und doch kann sie das sehen. Sieht es für unsere westlichen, reichen Gesellschaften, wo alles Handeln dem wirtschaftlichen Wachstum und der Absicherung gilt, der künstlichen Erzeugung und der Befriedigung von Konsumbedürfnissen, an deren Spitze symbolhaft das Essen steht. – Und es ist nicht nur symbolhaft: Das nie genug bekommen können schafft sich in Essen und Trinken seine Hauptgeste. Immer feiner, raffinierter und exotischer werden unsere Mahlzeiten. Genießen als Kult. Erlebnisrestaurants. Hochglanzkochbücher. Kochshows auf allen Kanälen. Und für die, die sich Edelfood nicht leisten können, Fastfood, Pferdefood. Aber auch davon genug. Mehr als genug. Ja, es gibt ihn, diesen Tod am Brot allein.

So ist es ein trauriger, ein verzweifelter und zugleich alarmierender Wunsch, der sehr viel mehr in sich birgt als die Entlarvung religiös grundierter Nostalgie: Wären wir doch durch die Hand des Herrn bei den Fleischtöpfen gestorben.

Aber Vorsicht. Stellen wir uns nicht zu früh auf eine Seite. Stellen wir uns nicht allein auf die Seite der Moral von der Geschichte. Stellen wir nicht das murrende Volk an den Pranger. Das kann leicht passieren,

wenn man im Nachhinein liest, was im Nachhinein geschrieben wurde. Wenn man nicht selbst in der Geschichte steht, mit dem Volk zwischen allen Wüsten. Die Wüste ist hier ein Ort des Todes. Sie ist nicht ein Ort spiritueller Erfahrung, wie die Wüstenväter sie beschreiben. Sie ist auch nicht der Ort landschaftlicher Schönheit oder heilsamer Leere wohin heutzutage gutsituierte Leute verreisen, wenn sie der Sinnwüste materieller Überversorgung entkommen wollen: „Ich bin dann mal weg“.

Die Flüchtlinge in der Wüste haben einfach Angst. War es richtig loszugehen? Mit so vielen Leuten, Familien, Kindern, Alten? Seit Generationen wüstenungeübt? Diese Strapazen – haben wir das wirklich gewollt? – Wer Krisen kennt, kennt diese Fragen: War die Entscheidung richtig? Der Aufbruch, der dich befreien sollte, nimmt er dir nicht jede Sicherheit? Kannst du gehen, wo kein Weg ist? War es tatsächlich das gelobte Land, das vor dir lag, oder bist du einer Fata Morgana erlegen. – Wie viele Menschenleben haben allein die Utopien des letzten Jahrhunderts gekostet.

So werden sie einem dann doch wieder sehr sympathisch, die murrenden Menschen in der Wüste mit ihrer bohrenden Skepsis. Damit, dass sie sich nichts schönreden lassen. Damit dass ihre Münder murren was ihre Mägen knurren. Und Gott – knurrt nicht zurück. Gott hört das Murren. Das finde ich so tröstlich an dieser Geschichte: Keine Belehrung von Gottes Seite, keine Strafe für das Misstrauen. Gott braucht keine feierliche, liturgisch oder therapeutisch korrekte Klage, um sich bewegen zu lassen. Er macht sein Eingreifen nicht von einer Moral abhängig. Seine Menschen leiden, das ruft ihn auf den Plan. „Ich

habe das Murren gehört, gegen Abend sollt ihr Fleisch zu essen haben und am Morgen von Brot satt werden und sollt inne werden, dass ich der Herr euer Gott bin.“

Wie das passiert, wird schon damals so nüchtern erzählt, dass wir es bis heute gut hören können. Ein Schwarm Wachteln landet in der Nähe des Lagers. Das sind Zugvögel, die von Europa nach Afrika fliegen, über die Landbrücke Sinai. Wachteln sind keine eleganten Hochflieger wie Kraniche, sondern Feldhühner, die müssen ganz schön rudern um voran zu kommen. Abends sind sie müde und schlafen ein wo sie landen. Man kann sie einfach auflesen. Das ist heute noch ein Geschäft für Nomaden, Wachtelfleisch für Frankreich und Italien und für unsere Kochshows. Sie sollen sogar ganz gut schmecken. Abends Wachteln. Morgens Manna. Was das ist, hört sich etwas weniger appetitlich an, aber beim Honig wollen wir es ja auch nicht so ganz genau vorstellen, welche Wege er im einzelnen genommen hat. Also eine Tamariske sondert Saft ab, Blattläuse saugen ihn auf. Was sie nach der Verdauung ausscheiden ist – immer noch oder gerade konzentriert zuckerhaltig. Die flüssige Masse rollt sich zusammen zu kleinen Kügelchen, erst wie Tau, dann kristallin. Und das kann man dann morgens vom Boden aufsammeln, am besten wenn es getrocknet ist.

Kein Wunder also, sondern alles ganz natürlich? – Die Wüste lebt. Und Menschen können in der Wüste leben, wenn sie es lernen. Aber was ist überhaupt ein Wunder? Jeder Grashalm, der jetzt draußen wächst – ist ein Wunder. Jeder Tautropfen, jede Biene, jeder Zugvogel der seinen Weg findet, und wenn er nachts landet. Das Wunder geschieht in der Wahrnehmung. Gott nimmt die Not von Menschen wahr. Darin erweist

er sich als ihr Gott. Das sollen sie wahrnehmen. Sie sollen „innewerden“, dass Gott ihr Gott ist. Schönes altes Wort der Luthersprache: Sie sollen innewerden. Im Hebräischen steht heißt es „yad´ah“, sonst übersetzt als „erkennen“. Sie sollen Gott erkennen. Das geschieht, indem sie zunächst einfach nur sehen, was vor Augen ist. Entdecke die Möglichkeiten. Achte auf das, was am Weg liegt. Abends Wachteln – morgens Manna. Abends und morgens wird es ihnen gegeben, so wie Menschen es brauchen. Und dann wird es noch auf eine besondere Weise beschrieben, dieses Erkennen, dass es nicht mit einmal mal geschieht, sondern ein Prozess ist, ein Lernprozess. Gerade beim Manna, Vers 15, „als es die Israeliten sahen, sprachen sie untereinander: Man hu?“ Was ist das? In der Frage steckt eine lautmalerische Anspielung auf das Wort, das man später für diese nahrhafte Masse gefunden hat: Manna. Es reicht nicht, dass es da liegt, was Menschen zum Leben brauchen. Das gilt für das leibliche Brot, wie für die andere Speise, von der hier zugleich erzählt wird: Das was die Seele braucht, um zu überleben in Krisen, Vertrauen, innere Kraft, die Fähigkeit zur Resilienz. Die Israeliten fragen: Was ist das? Ich muss es erforschen, muss fragen. Ich bin nicht sicher, ob es mich nährt. Ich muss sehen, was es ist, probieren, experimentieren, es aufheben, in den Mund stecken – sonst werde ich nie erfahren, dass es tatsächlich so ist, wie später von dem Manna geschrieben wird: Es war wie weißer Koriandersamen und hatte einen Geschmack wie Semmel mit Honig. Wachteln und Manna, beides natürliche Ressourcen für Wüstenvölker. Beides hat Symbolkraft. Es kommt von oben, wie Tau, wie ein Zugvogel. Morgens und abends. Und dazwischen heißt es: ihr sollt innewerden, dass ich der Herr euer Gott bin. Zwischendrin, in den Gaben. Gott selbst ist nicht zu sehen, aber es gibt Zeichen. Daran kann man Gott erkennen, kann erfahren wer Gott ist: Einer der sein Volk nicht im Stich lässt. Einer der das Murren hört. Einer der die

Freiheit will für seine Menschen. Aber weder ihren Tod hinter den Fleischtöpfen in der Sklaverei noch den Aberglauben, es wäre eine Gotteserfahrung, wenn man satt hinter dem Teller wegsterben kann.

Wer Gott auf diese Weise erfährt, für den ist es offenbar kein Problem mit den Gaben so umzugehen, wie Gott sich das vorstellt: Wachteln und Manna stehen nicht in unbegrenzter Menge zur Verfügung. Sie sind knapp. Jede Familie bekommt, was sie braucht, Vers 16 und 17 wird das beschrieben. „die Israeliten taten`s, der eine sammelte viel, der andere wenig.“ Wie Menschen halt so sind. Doch diese kleinen Unterschiede pegeln sich auf wunderbare Art wieder ein. Wer mehr sammelt hat nachher nicht mehr und wer wenig sammelt hat nicht zu wenig. (So sollten einmal unsere kirchlichen Finanzausweisungen funktionieren!) Jeder hatte gesammelt, so viel er zum Leben brauchte. Es ist dieser egalitäre Zug, der oft in der Bibel zum Ausdruck kommt, und gerade in den Mosebüchern, die das soziale Zusammenleben zum Teil bis in die Einzelheiten regeln. Daran erkennen wir, dass es nicht allein um die Regeln für ein Leben unter den Wildwest-Bedingungen der Wüsten-Wanderung geht, sondern um die soziale Kultur in der Sesshaftigkeit mit ihren fetten und mageren Phasen. Gerade weil das niemals und nirgends ein Schlaraffenland ist, wo es Brei regnet und einem die gebratenen Hühner in den Mund fliegen, – wir ahnen dass jenes Märchen kräftig von unserem Bibeltext inspiriert ist. In die realen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse will dieser Text zielen.

Hier liegt sicher auch seine aktuelle, kirchentagstaugliche Bedeutung. Einmal für uns als Kirche. Wir sollen das Stärkende hören, den Zuspruch: Gott lässt seine Leute nicht verkommen. Dabei haben sie zu

lernen, von etwas zu leben, das sie bisher nicht als Lebensmittel kannten. Dieses eigentliche Wunder, an dem mitzuwirken wir herausgefordert sind, etwas in die Hand und von der Hand in den Mund zu nehmen und zu erfahren, dass wir davon leben können. Das macht uns Mut, auf dem Weg zu bleiben, auf dem wir aufgebrochen sind

Dann aber auch der für uns als Kirche und als Gesellschaft wichtige Satz, dass es für jeden so viel gibt, wie er braucht. Und dass es gut ist sich auf das zu konzentrieren, was man braucht. Es ist ja längst nicht ausgemacht, wohin die Weltwirtschaft geht, wenn sie weiterhin dabei bleibt, primäre und sekundäre Wirklichkeiten so zu verwechseln, wie sie es jetzt tut. So dass man das Geld und seine wundersame Fähigkeit sich zu vermehren, an die Spitze stellt und alle realen, lebendigen Produktions-Prozesse dem nachordnet. Dass etwas wächst auf dem Feld, im Wald, in den Ozeanen, dass diese Ressourcen lange brauchen um zu entstehen oder nachzuwachsen. Dass Menschen die Zeit und die Kräfte haben müssen etwas herzustellen oder wachsen zu lassen. Dieses Missverständnis, nicht das sei die Mitte der Wirtschaft, dass Menschen bekommen, was sie brauchen, sondern der Umgang mit Geld. Nicht der Haushalt sei wichtig sondern der Markt und sein Wachstum, nicht die gegebene Fülle sondern der künstlich erzeugte Mangel und die Knappheit der Güter. – Gegen eine solche Vertauschung lese ich den Text als Ansage eines ganz elementaren Widerstands. Jeder hatte gesammelt soviel er zum Essen brauchte.

Damit endet der Zuschnitt der Perikope. Damit endet jetzt auch langsam die Lust zum Zuhören. Es endet aber nicht die Lust der

biblischen Autoren zu erzählen. Viele wissen das noch aus Kindergottesdienstzeiten, dass eine kleine Episode zu ergänzen wäre: Das Manna vom Himmel erwies sich nämlich nicht als Rücklage-fähig. Jeder hatte so viel erbrauchte, und das musste dann auch verbraucht werden. Niemand sollte etwas übrig lassen bis zum nächsten Morgen. Hatte Mose ihnen gesagt. Etliche aber gehorchten Mose nicht und wollten von der Ration des Vortages etwas aufheben. „Da wurde es voller Würmer und stinkend“, heißt es: Da war der Wurm drin.

Ob man das wörtlich verstehen kann und darf, als Ablehnung jeglicher Vorsorge? Das würde uns kräftig in Aporien bringen in diesem Gremium, die wir doch stolz sein können und stolz sein dürfen auf eine solide, umsichtige, vorausschauende, kurhessen-waldeckische Haushaltspolitik. Und es würde mir auch selbst in die Quere kommen, gehört es doch zu meinen größten Vergnügen, jedes Jahr in Herbstferien 20 Gläser Pflaumenmus zu kochen.

Und trotzdem kommt darin eine Wahrheit zum Ausdruck, eine Erfahrung, die viele Menschen machen. Es gibt Dinge, und es sind die lebensnotwendigen Dinge, die gehen nicht in eine Konserve und sie gehen auch nicht aus einer Konserve. Man kann nicht auf Vorrat glauben, man kann nicht auf Vorrat lieben, man kann nicht auf Vorrat hoffen. Wir erreichen nie den Punkt an dem wir Gott nicht nötig hätten. Wie heißt es in den Klageliedern – ausgerechnet in den Klageliedern – : „Die Güte des Herrn ist `s, dass wir nicht gar aus sind. Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu und Deine Treue ist groß“ (Klagel.3,22)